

8 Geschichte und Theorien der linguistischen Geschlechterforschung

Die *Genderlinguistik* beschreibt und fasst Theorien zusammen, die sich mit den Zusammenhängen zwischen Sprache und Geschlecht bzw. den »Geschlechterverhältnissen« befassen. Das Spektrum der *Genderlinguistik*-Forschung ist breit, heterogen und interdisziplinär mit teilweise kontroversen Positionen (vgl. Günthner et al. 2012: 2f.). Die *Genderlinguistik* und die *Queere Linguistik*, welche in Kapitel 8.4 näher vorgestellt wird, sind eng miteinander verbunden und untersuchen beide die Beziehung zwischen Sprache und Geschlecht. Allerdings haben sie unterschiedliche Schwerpunkte und Ziele. Die *Genderlinguistik* beschäftigt sich hauptsächlich mit der Untersuchung der sprachlichen Konstruktion von Geschlechterrollen und -identitäten sowie der Analyse von geschlechtsbezogener Sprachdiskriminierung. Dabei werden oft binäre Geschlechterkategorien (Mann/Frau) untersucht und analysiert, wie diese durch Sprache und Sprachgebrauch reproduziert oder destabilisiert werden können. Die *Queere Linguistik* hingegen zielt darauf ab, die *Hetero-* und *Cisnormativität*, die oft in Sprache und Diskursen vorherrschen, zu untersuchen und zu destabilisieren. *Queere Linguistik* interessiert sich dabei für alle Formen von Geschlecht und Sexualität, einschliesslich non-binärer Geschlechtsidentitäten und sexueller Orientierungen. *Queere Linguistik* untersucht, wie Sprache verwendet wird, um Normen und Machtverhältnisse zu konstruieren und zu (re)produzieren, und wie durch alternative Sprachpraktiken und -formen diese Normen und Machtverhältnisse herausgefordert werden können. Trotz dieser Unterschiede gibt es auch viele Überschneidungen und Synergien zwischen *Genderlinguistik* und *Queerer Linguistik*, da beide Disziplinen sich mit der Beziehung zwischen Sprache, Geschlecht und Macht befassen. Für die vorliegende Arbeit sind insbesondere jene Positionen von Bedeutung, die sich auf die (De-)Konstruktion und Kritik normativ-binärer Vorstellungen von Geschlecht fokussieren. Die vorgestellten Theorien beginnen mit der Hypothese geschlechtstypischer Unterschiede im Sprachverhalten; es wird also von einem »natürlichen« Geschlecht ausgegangen. Diese Annahme wird jedoch Anfang der 1990er Jahre mit einem Paradigmenwechsel (vgl. Samel 2000: 13) bzw. dem sogenannten *Linguistic Turn* (vgl. Kapitel 7.2) einhergehend zunehmend in Frage gestellt, so dass neuere Theorien von einer Performativität des Geschlechts ausgehen, d.h., Geschlecht

ist nichts »Natürliches«, sondern wird innerhalb diskursiver Prozesse erst hergestellt und materialisiert.

8.1 Anfänge linguistischer Geschlechterforschung

Die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Thema Sprache und Geschlecht geht historisch weit zurück, als Sprachwissenschaftler*innen spätestens ab den 1950er Jahren begannen, die Beziehung zwischen Sprache und Geschlecht systematisch zu untersuchen. In dieser Zeit wurde Geschlecht als binär und unveränderlich betrachtet, was sich auch in der Sprache und in den wissenschaftlichen Fragestellungen widerspiegelte. Allerdings gab es schon im 17. Jahrhundert Berichte von Forschern wie dem Mönch Jean-Baptiste Du Tertre (1658), der bspw. in *Histoire naturelle et morale des îles Antilles de l’Amérique* Unterschiede im Sprachgebrauch von Frauen und Männern auf den Antillen festgestellt haben wollte. Raymond Breton, französischer Missionar und Linguist, listete in seinem Wörterbuch *Dictionnaire caraïbe-français* (1665) wenige Jahre später Wörter auf, die scheinbar ausschliesslich von Frauen oder von Männern genutzt wurden.¹ Aufgrund solcher Berichte über nicht-europäische Gemeinschaften entstand ein Mythos über spezifische *Frauensprachen*, die von *Männersprachen* abweichen (Samel 2000: 24). Dabei handelte es sich bei den beobachteten linguistischen Phänomenen nicht um unterschiedliche Sprachsysteme, sondern – wenn überhaupt – um »stilistische Variationen, die typischerweise von einem Geschlecht verwendet werden« (Samel 2000: 26) und als Produkte gesellschaftlicher Normen zu verstehen sind. Bei solchem Beobachten ist stets Vorsicht geboten: Die Geschlechterverhältnisse anderer Gemeinschaften oder Zeiten zu untersuchen bedeutet auch immer, sich mit der eigenen Position als Wissenschaftler*in auseinanderzusetzen zu müssen, um einerseits nicht eigene, gegenwärtige Annahmen über Geschlecht unreflektiert auf den Untersuchungsgegenstand zu übertragen, andererseits um nicht kolonialistische und rassistische Herrschaftsverhältnisse zu reproduzieren.

Otto Jespersen: Anfänge linguistischer Geschlechterforschung

Einer der ersten Sprachwissenschaftler*innen, die ausführlich über Geschlecht und Sprache forschten, genauer über die Sprache der Frauen, war ein Mann: der dänische Linguist Otto Jespersen. Für gewöhnlich wird er zu den Vertreter*innen der sogenannten *Defizithypothese* gezählt (vgl. Samel 2000: 30; Klann-Delius 2005: 9): »Ihr zufolge gilt weibliches Sprachverhalten als defizitär und von der vermeintlichen Norm des männlichen Sprachverhaltens abweichend« (Motschenbacher 2006: 23). Jespersens Forschung, wie ähnliche Arbeiten vor den 1970er Jahren (Motschenbacher 2006: 23), gelten aus heutiger Perspektive als unwissenschaftlich (vgl. Hall 2003). Er wurde zu Unrecht diskreditiert, wie im Folgenden ausgeführt wird (vgl. dazu Thomas 2013): 1922 veröffentlichte Jespersen sein Buch *Language, its Nature, Development and Origin* (1938) in englischer

1 Die Texte über Unterschiede im Sprachgebrauch von Frauen und Männern haben ihren Ursprung in ethnologischen Berichten, die untrennbar sind von einem kolonialistischen Kontext und aus diesem Grunde immer auch unter diesem Aspekt bedacht und kritisch reflektiert werden müssen.

Sprache, da sich der Text offenbar an eine Leser*innenschaft von Sprachstudierenden richtete (Jespersen 1995 [1938]: 208–210, zit.n. Thomas 2013), was den Inhalt dadurch für viele zugänglich machte.² Sowohl dies als auch die Tatsache, dass er als einer der Ersten nicht nur Behauptungen zum Sprachverhalten von Frauen und Männern machte, sondern auch Erklärungen dazu lieferte, könnte dazu geführt haben, dass er häufig zitiert wird. In der genannten Publikation enthalten ist ein 13. Kapitel mit der Überschrift *The Woman*, welches insbesondere in den 1970er Jahren von Sprachfeminist*innen kritisch aufgegriffen wurde und auch heute noch als frühes Beispiel für stereotypische Vorstellungen und Vorurteile in Zusammenhang mit Sprache und Geschlecht dient (vgl. dazu insbesondere Kapitel 3 aus Elsen 2020 und die ausführlichen Beispiele in Thomas 2013). Es lohnt sich allerdings, einen genaueren, differenzierteren Blick auf den Text zu werfen.

Jespersens Forschung bietet, dem Usus der damaligen Zeit verschuldet, wenig verallgemeinerbare und überprüfbare empirische Daten. Seine Thesen basieren stattdessen auf subjektiven Beobachtungen, die er mit linguistischen Fragen verknüpfte, insbesondere zum Thema Sprachwandel. Ab und an zitiert er den Sexualforscher Henry Havelock Ellis, der bereits Ende des 19. Jahrhunderts geschlechtsspezifische Differenzen beschrieb. Die festgestellten Unterschiede zwischen der Sprache von Frauen und Männern begreift Jespersen als Facetten dieser Veränderungen, die er mit einer ganzen Auflistung an Unterschieden in Sprachgebrauch und -form zwischen Frauen und Männern dokumentiert (z.B. unter § 6 *Phonetics and Grammar*, § 7 *Choice of Words*, § 8 *Vocabulary*, § 9 *Adverbs*, § 10 *Periods*). Die Beispiele stammen aus unterschiedlichen Sprachen von Japanisch und Französisch zu Bantu³ oder Sanskrit und werden mit ethnografischen und anthropologischen Thesen ergänzt (Jespersen 2016 [1922]: Kapitel 13). Es ist anzumerken, dass Jespersen z.B. trotz festgestellter Varianten in der Lexik die Unterschiede als überbewertet einstuft und dafür die Gleichheit, z.B. grammatikalischer Muster hervorhebt: »[...] as so often in this chapter, we cannot establish absolute differences, but only preferences that may be broken in a great many instances and yet are characteristic of the sexes as such« (Jespersen 2016 [1922]: Kapitel 13, § 10). Somit relativiert Jespersen die damals gängige Behauptung von Anthropolog*innen, es gebe Sprachgemeinschaften mit

2 Weitere interessante Ausführungen zum Kontext, in welchem Jespersen seinen Text verfasste, finden sich in Thomas (2013), insbesondere Kapitel 4: 386–391.

3 Die Verwendung des Begriffs *Bantu* ist problematisch. Eine zeitgenössische Verwendung ist grundsätzlich veraltet und rassistisch, weil der Ausdruck insbesondere in Südafrika mit Apartheid und systematischer Unterdrückung von BIPOC (*Black, Indigenous and People of Color*) assoziiert wird. *Bantu* wird allerdings weiterhin als wissenschaftlicher Begriff für die Gesamtheit der Sprachengruppen und deren Sprecher*innen und in einigen Teilen Afrikas ohne pejorative Konnotation verwendet. Vgl. dazu auch *Bantu in The Collins English Dictionary* (2023).

»**BIPOC/SCHWARZ/WEIß** BIPOC ist eine Abkürzung für Black, Indigenous, People of Color. Als Selbstbezeichnung beschreibt der Ausdruck die Communities, die in einer weißen Mehrheitsgesellschaft leben und von Rassismus bedroht sind und/oder rassistisch diskriminiert wurden und werden. Die Schreibweisen weiß und Schwarz machen die unterschiedlichen Positionierungen innerhalb der Gesellschaft als privilegierte und als von Diskriminierungen betroffene Personen deutlich. Wie BIPOC ist auch Schwarz ein selbstgewählter und empowernder Begriff« (LesLeFam 2022: 26, Hervorhebung im Original).

sich stark unterscheidenden Frauen- und Männersprachen (Jespersen 2016 [1922]: Kapitel 13, § 2). Die Vorstellung, es gebe eine spezifisch weibliche Frauensprache, ist auf anthropologisch-ethnologische Forschung und auf frühe Reiseberichte zurückzuführen (Samel 2000: 23). Weiter stellt er an mehreren Stellen – mal explizit, mal weniger explizit – fest, dass Formen, die eher Frauen zugeschrieben werden, jene sind, die allgemein mit weniger mächtigen oder einflussreichen sozialen Gruppen assoziiert werden und deshalb nicht das Geschlecht per se markieren müssen (vgl. Jespersen 2016 [1922]: Kapitel 13, § 4). Bedauerlicherweise geht Jespersen in diesem Punkt nicht weiter darauf ein, aber er sieht die Differenzen bzw. die festgestellten Kontraste u.a. als Ausdruck allgemeiner Praktiken einer Sprachtabuisierung bei Frauen (Jespersen 2016 [1922]: Kapitel 13, § 2). Er bleibt mit seinen Ausführungen aber nicht bei einer deskriptiven Haltung, sondern wertet herausragende Eigenschaften der *Frauensprache* vorwiegend negativ oder schwächt sie ab:

Not only were they [the women] able to read more quickly than the men, but they were able to give a better account of the paragraph as a whole. One lady, for instance, could read exactly four times as fast as her husband, and even then give a better account than he of that small portion of the paragraph he had alone been able to read. But it was found that this rapidity was no proof of intellectual power, and some of the slowest readers were highly distinguished men. (Jespersen 2016 [1922]: Kapitel 13, § 11)

Insgesamt sei die Sprache der Frauen »primitiver, para- und nicht hypotaktisch, inhaltsärmer, unvollständiger. Frauen hätten einen kleineren Wortschatz und bewegten sich in jeder Beziehung im durchschnittlichen Bereich« (Elsen 2020: 34; vgl. auch Klann-Delius 2005):

In language we see this very clearly: the highest linguistic genius and the lowest degree of linguistic imbecility are very rarely found among women. The greatest orators, the most famous literary artists, have been men; but it may serve as a sort of consolation to the other sex that there are a much greater number of men than of women who cannot put two words together intelligibly, who stutter and stammer and hesitate, and are unable to find suitable expressions for the simplest thought. Between these two extremes the woman moves with a sure and supple tongue which is ever ready to find words and to pronounce them in a clear and intelligible manner. (Jespersen 2016 [1922]: Kapitel 13, § 11)

Jespersen begründet dies zwar erst biologistisch-essentialistisch mit einem Zitat aus Ellis (1984): »a larger zoological fact – the greater variability of the male« (Ellis 1894: 420, zit.n. Jespersen 2016 [1922]: Kapitel 13, § 11), um die Aussage kurz danach wieder zu relativieren, indem er die festgestellten Unterschiede mit der klassischen Arbeitsteilung begründet: Über Jahrtausende sei die Arbeit des Mannes besonders kräftezehrend gewesen, so bspw. im Krieg und in der Jagd. Ihm blieb deswegen wortwörtlich die Puste aus bzw. es gab keinen Anlass zu reden oder es hätte während der Arbeit unter Umständen sogar gefährlich für ihn werden können. Und wenn die harte Arbeit vorbei war, zog sich der Mann – so Jespersen – lieber in die Stille zurück. Die Frau hingegen hätte es mit

ihren Haushaltsaufgaben nicht so streng, weder körperlich noch geistig. Ihre Tätigkeiten erforderten kein tiefgründiges Nachdenken, so dass mehr Zeit zum Plaudern blieb (vgl. Jespersen 2016 [1922]: Kapitel 13, § 11).

Jespersen's Text mag auf den ersten Blick rein biologisch-essentialistisch und misogyn wirken, was die Kritik von Samel (2000: 30) oder Hellinger (1990: 18) ein Stück weit durchaus berechtigt. Eine genauere Lektüre enthüllt allerdings einen anderen, differenzierteren Ansatz. Jespersen sucht die Erklärungen nicht nur in der Arbeitsteilung, sondern auch in der (Aus-)Bildung und in den Ansprüchen des täglichen Lebens an Frauen und Männer, sprich in der Sozialisation der Geschlechter. Wie auch Thomas (2003) argumentiert, wäre Jespersen Unrecht getan, würde mensch seine Arbeit auf die Grundsätze der Defizithypothese reduzieren. Kapitel 13 enthält auch nahezu prophetische Worte: »[...] great social changes are going on in our times which may eventually modify even the linguistic relations of the two sexes« (Jespersen 2016 [1922]: Kapitel 13, § 11).

Bernstein-/Defizithypothese

Die Bernstein- oder auch *Defizithypothese* ist eine 1958 von Basil Bernstein entwickelte Theorie aus dem Bereich der Soziolinguistik (vgl. Bernstein 1981), welche später – unter dem Paradigma der *Dominanzhypothese* (vgl. Kapitel 8.2) – von Robin Tolmach Lakoff für die *Feministische Linguistik* aufgegriffen wurde. Hilke Elsen (2020) schreibt dazu: »Wenn das Männliche die Regel ist, weichen Frauen davon ab, ihr Sprechen ist ›schlechter‹, also defizitär – Grundlage der *Defizithypothese*« (Elsen 2020: 48, Hervorhebung im Original). Sie stützt sich auf die sogenannte *Sapir-Whorf-Hypothese*, wonach ein Zusammenhang zwischen Wahrnehmung, Denken und Sprache besteht. Bernstein geht von der Annahme aus, »dass Angehörige aus unteren sozialen Schichten einen restringierten Code bzw. ein kommunikativ und kognitiv eingeschränktes Sprachregister verwenden« (Spiegel/Vogt 2013), während Angehörige der Mittel- und Obersicht sich eines elaborierten Codes bedienen. Die Verwendung des elaborierten Codes führe zu besseren Schulleistungen und beruflichem Erfolg, weil er kognitive Fähigkeiten stärker fördere, während der restringierte Code Defizite in der Schule und im Beruf zur Folge habe, da sich Bildungssprache nach dem elaborierten Code richte (Spiegel/Vogt 2013). Nach Bernstein ist dennoch keiner der beiden Codes wertvoller als der andere: Beide sind wichtig und existieren nebeneinander und eine Person kann Zugang sowohl zum restringierten als auch zum elaborierten Code haben (Leufer 2016: 87f.). Ähnlich wie bei Jespersen ist auch hier ein differenzierter Blick auf die Defizithypothese angebracht. Zwar könne mensch »die sprachlichen Merkmale, die das Sprachverhalten der Unterschicht von der Mittelschicht trennen, als Mangelerscheinung oder Defizit« interpretieren (Dittmar 1980: 1, zit.n. Leufer 2016: 89), weil sich Bernstein an Normen orientiert, aber er problematisiert nicht »defizitäre« Sprachformen per se, »sondern die Bewertung unterschiedlicher sprachlicher Repertoires durch die Institution Schule« (Leufer 2016: 88f.). Es ist demnach die Institution »Schule«, die aufgrund ihrer Rahmenbedingungen systematisch soziale Ungleichheit im Bildungsbereich begünstigt:

Although Bernstein's critics [...] argued that his sociolinguistic theory represented an example of deficit theory, alleging that he was arguing that working class language

was deficient, Bernstein consistently rejected this interpretation [...]. That schools require an elaborated code for success means that working class children are disadvantaged by the dominant code of schooling, not that their language is deficient. For Bernstein, difference became deficit in the context of macropower relations. (Sadovnik 2001: 2)

Die Hypothese bleibt dennoch problematisch, weil Bernsteins Formulierungen immer wieder Raum für mehrere Interpretationen bieten und somit auch (als klassistisch) missverstanden werden können oder dazu verleiten, von den sprachlichen Fähigkeiten auf die Denkfähigkeit zurückzuschliessen. Eine nähere Besprechung der Problematik kann im Rahmen dieser Arbeit nicht geleistet werden, aber es finden sich kritische Werke wie Bolander und Watts (2009) zur Vertiefung. Relevant ist hingegen die Tatsache, dass der Ansatz von William Labov (1976) stark kritisiert wurde, der daraus die Differenzhypothese entwickelte, auf die ich im Folgenden eingehe. In Deutschland kam es an Bernsteins Überlegungen anknüpfend zu ähnlichen Untersuchungen, so z.B. von Ulrich Oevermann (1972), der jedoch keine Klassenunterschiede feststellen konnte, wie sie von Bernstein beschrieben wurden.

Differenztheorie und Code-Switching-Hypothese

Die *Bernstein-/Defizithypothese* wurde von dem Soziolinguisten William Labov (1976) aufgegriffen, kritisiert und zur *Differenztheorie* bzw. *Differenzhypothese* weiterentwickelt. Dazu schreibt Elsen: »Die *Differenzhypothese* zeigt die Unterschiede auf und billigt beiden Geschlechtern gleiche Fähigkeiten zu. Weibliches Sprechen ist nicht schlechter, sondern anders« (Elsen 2020: 49, Hervorhebung im Original). Der Sprachgebrauch der sozialen Unterschicht unterscheidet sich nach Labov zwar von dem der Mittel- und Oberschicht, aber er wird nicht als defizitär bezeichnet, d.h., kein Code ist besser als ein anderer, sondern es wird die Annahme vertreten, »dass schichtenspezifische Codes zwar unterschiedlich, in ihrer Alltagstauglichkeit jedoch funktional ebenbürtig sind« (Spiegel/Vogt 2015; vgl. auch Klann-Delius 2005: 13), obwohl die Soziolekte unterschiedliches Prestige haben. Labov untersuchte in den 1970er Jahren das Sprachverhalten von People of Color (PoC) und *Weissen* in abgesonderten, dicht besiedelten Stadtgebieten (»Ghettos«) New Yorks. Daraus folgte eine »Akzeptanz verschiedener Varietäten im Sinne einer Chancengleichheit anstelle der Schulung zur Überwindung des vermeintlich defizitären Sprachgebrauchs unterer Schichten zur Anpassung an die mittleren und oberen Schichten« (Spiegel/Vogt 2015). Labovs Arbeiten gelten heute als Grundlage der modernen Soziolinguistik (vgl. Spiegel/Vogt 2015). In Bezug auf Sprache und Geschlecht besagt die Differenzhypothese, dass die Eigenschaften der Frauensprache nicht defizitär sind. Sie erfahren sogar eine Aufwertung, da Zurückhaltung, Höflichkeit etc. positive Eigenschaften von Frauen seien. Frauen sollten sich demnach ihrer speziellen Fähigkeiten bewusst werden, anstatt Männer »imitieren« zu wollen (vgl. Samel 2000: 32; 37).

Die *Code-Switching-Hypothese* betont, dass Frauen situationsbedingt von einer Sprachvarietät (Code) in die andere wechseln, d.h. von der Frauen- in die Männersprache und umgekehrt. Sie würden sich über das Sprachverhalten den sozialen Erwartungen anpassen und dabei eine eigene kommunikative Kompetenz entwickeln. Wird

die Frauensprache nicht situationsangemessen verwendet, wird sie negativ bewertet – ansonsten wird sie weder als gut oder schlecht beurteilt (vgl. Samel 2000: 38). Bei der *Code-Switching-Hypothese* ist die Annahme einer *Frauensprache* problematisch. Es kann nicht einmal davon ausgegangen werden, dass Frauen einen bestimmten Sprachstil bevorzugen.

8.2 Anfänge der Feministischen Linguistik und Sprachkritik

Luise F. Pusch prägte in den 1970er Jahren die Bezeichnung *Feministische Linguistik* (vgl. Samel 2000: 10). Die Disziplin hat zwei Schwerpunkte: einerseits die feministische Kritik an Sprachsystem und Sprachgebrauch, andererseits die Untersuchung des Sprachverhaltens von Frauen und Männern (vgl. Samel 2000: 10; Klann-Delius 2005: 12). Das Ziel der Sprachkritik ist dabei eine Bewertung und Verbesserung von Sprache bzw. es soll eine Veränderung des Denkens und des gesellschaftlichen Status quo erreicht werden (vgl. Samel 2000: 50f.). Im Folgenden werden einige der bekanntesten Ansätze erläutert.⁴

Dominanzhypothese

Prägend für den Diskurs der Geschlechtersprachforschung der 1970er, 1980er und des Anfangs der 1990er Jahre war die sogenannte Dominanzhypothese. Unter der Dominanzhypothese stehen Formen sprachlicher Gewalt im Fokus: Linguist*innen widmeten sich der Frage, ob in westlichen Industrieländern unterschiedliche Sprechstile von Frauen und Männern festzustellen sind (vgl. z.B. Lakoff 1973; Günthner/Kotthoff 1991), und verweisen auf die unterschiedliche Wertung der Beiträge von Frauen und Männern. 1973 erschien *Language and Women's Place* von der Linguistin Robin Lakoff. Nach Lakoff sei der weibliche Stil bzw. die *Frauensprache* emotional, der männliche Stil bzw. die *Männersprache* sachlich (vgl. Ayass 2008: 22). Die Hauptthese lautet, dass Männer im Gespräch Frauen über die Verwendung spezifischer sprachlicher Mittel systematisch Gewalt antun (vgl. Samel 2000: 18f.; Klann-Delius 2005: 13; Ayass 2008: 23; Walther 2018: 295). Gewalt könne offen sein (z.B. in Form von Beschimpfungen) oder subtiler, was erst durch die Analyse von Sprache aufgedeckt werde (vgl. Samel 2000: 41). Frauen sprächen eine andere Sprache als Männer, hätten einen anderen Wortschatz und eine andere Syntax, würden vermehrt Fragepartikeln und Formen der Abschwächung wie Euphemismen und Diminutiva verwenden sowie diverse Höflichkeits- und Vagheitsmarkierungen wie z.B. *ziemlich*, *irgendwie*, *vielleicht*, *möglicherweise*, die Lakoff als *hedges* bezeichnet (vgl. Lakoff 1973: 54; Klann-Delius 2005: 10f.; Ayass 2008: 23f.).

Frauen würden mit der *Frauensprache* die Erwartungen der Gesellschaft erfüllen und somit Sanktionen entgehen. *Frauensprache* sei dementsprechend als eine Art soziale Vorschrift zu verstehen (vgl. Samel 2000: 36).

Lakoffs Thesen fanden grosse Resonanz in der *Feministischen Linguistik* (vgl. Ayass 2008: 24). Zu den Standardwerken, die die Dominanzhypothese vertreten, gehören

4 Für eine Übersicht der verschiedenen Forschungsansätze der *Feministischen Linguistik* und Sprachkritik sei Samel (2000) empfohlen.

u.a. *Gewalt durch Sprache: Die Vergewaltigung von Frauen in Gesprächen* (Trömel-Plötz 1983) oder *Das Deutsche als Männersprache: Aufsätze und Glossen zur feministischen Linguistik* (Pusch 1984). Der männliche Sprechstil sei dominierend, der weibliche Sprechstil dem männlichen unterlegen:

Männer sind gewohnt zu dominieren, sie tun es vor allem in Gesprächen, sie geben den Ton an, sobald sie in ein Gespräch eintreten, sie erklären sich für fast jedes Thema zuständig, sie erwarten und bekommen Aufmerksamkeit und Unterstützung von ihren Gesprächspartnerinnen, sie erwarten und bekommen Raum, ihre Themen und sich selbst darzustellen, ihr Gesprächserfolg wird von den Gesprächsteilnehmerinnen und -teilnehmern produziert. (Trömel-Plötz 1983: 284)

Trömel-Plötz verwendete anstelle des Ausdrucks »Frauensprache« den des »weiblichen Registers« (vs. »männlichen Registers«; vgl. Samel 2000: 36). Das Zurückgreifen auf das weibliche Register habe nichts »Natürliches« an sich, sondern Frauen seien dazu gezwungen, um trotz ihrer unterlegenen, machtlosen Stellung Gehör zu finden. Um wirklich gehört zu werden, müssten sie sich – so nach Lakoff und Trömel-Plötz – wie Männer verhalten. Dies bringe Frauen jedoch in eine Double-bind-Situation: Verhalten sie sich wie Männer, wirken sie männlich und werden als Frauen abgewertet (vgl. Samel 2000: 36).

Lakoff erfuhr allerdings auch viel Kritik, weil einerseits nicht ersichtlich ist, worauf die Thesen genau beruhen: ob auf empirischen Beobachtungen oder Interspektionen, ob auf fiktiven Beispielsätzen (was für die damalige Zeit jedoch nichts Aussergewöhnliches war) oder auf Äusserungen in realen Situationen. Andererseits ist auch nachvollziehbar, dass Menschen, die in einer Gruppe dieselbe Tätigkeit verrichten, über ein spezifisches Expert*innen-Vokabular verfügen (vgl. Ayass 2008: 24). Spätere Untersuchungen haben ergeben, dass die Grundhypothese von nachweisbar verschiedenen Frauen- und Männersprachen wissenschaftlich nicht haltbar ist (vgl. Marx 2004: 21; Ayass 2008: 25). Die Dominanzhypothese mag überholt wirken, jedoch werden Machtasymmetrien in der Sprache wieder vermehrt diskutiert, z.B. in Zusammenhang mit der Annahme, dass Männer davon ausgehen, über ein Gesprächsthema mehr zu wissen als das (meist weiblich gelesene) Gegenüber, was als *Mansplaining* (vgl. Solnit 2008) bzw. *Herrklären* bezeichnet wird, oder wenn Männer bereits geäußerte Ideen von Frauen lautstark wiederholen und dafür an ihrer Stelle Lob erhalten (sog. *Hepeating*, vgl. Gugliucci 2017).

Deborah Tannen: Zwei-Kulturen-Modell

Das Zwei-Kulturen-Modell geht auf John J. Gumperz, Daniel Maltz und Ruth Borker (1982) (vgl. z.B. Samel 2000: 160; Ayass 2008: 86) sowie Soziolinguistin Deborah Tannen (1990) zurück, wobei es insbesondere von Tannen bekannt gemacht wurde (vgl. Ayass 2008: 85). Elsen hält diesbezüglich fest: »Die Theorie der zwei Kulturen geht ebenfalls von zwei gleichwertigen Systemen aus, betont aber die Unterschiede sehr stark, die auf zwei getrennten Sozialisierungswegen entstehen sollen« (Elsen 2020: 49, Hervorhebung im Original). Die wesentliche Frage dieses Ansatzes ist, ob »Frauen und Männer in verschiedenen Subkulturen einer Gesellschaft aufwachsen und von daher auch eine

interkulturelle Kommunikation aufbauen« (Samel 2000: 12). Titel wie *Du kannst mich einfach nicht verstehen. Warum Männer und Frauen aneinander vorbeireden* (1991) und Nachfolgewerke wie *Men Are from Mars, Women Are from Venus* (1992) von John Gray, die als populärwissenschaftliche Texte einzuordnen sind, waren in den 1990er Jahren – auch im deutschsprachigen Raum – als Bücher über geschlechtsspezifisches Gesprächsverhalten besonders beliebt. Tannen (1991) vertritt in ihrem Werk die These, dass Männer und Frauen unterschiedlich kommunizieren. Die Unterschiede seien dabei so gross, dass sie nicht anders könnten, als aneinander vorbeizureden, was im Alltag unweigerlich zu Missverständnissen führe. Tannen erklärt die Unterschiede mit der Sozialisation in gleichgeschlechtlichen Freund*innen-Kreisen und das Zugreifen auf unterschiedliche Wissensbestände. Zudem verfolgten Frauen und Männer sprachlich unterschiedliche Ziele: Männer bspw. seien wettstreitorientiert und an Statusgewinn interessiert, während Frauen eher kooperativ seien und Intimität in den Vordergrund stellen würden (vgl. Samel 2000: 162; Ayass 2008: 65f.). Am Modell wird kritisiert, dass die dichotomen Zuordnungen traditionelle Stereotypen von Geschlecht festigen (vgl. Samel 2000: 162f.). Nur schon aufgrund der Tatsache, dass Sozialisation selten bis nie nur vonseiten eines einzigen Geschlechts stattfindet, ist das Zwei-Kulturen-Modell wissenschaftlich nicht haltbar. Es wäre sogar denkbar, dass es ungewollt zu bestimmten Formen der Diskriminierung beigetragen hat, z.B. in der Argumentation gegen Regenbogenfamilien, indem behauptet wird, dass Kinder mit zwei Müttern oder zwei Vätern Nachteile in der Sozialisation erfahren würden.

(Un-)Doing-Gender-Modell

Der Doing-Gender-Ansatz (auch *Doing-Difference-Modell*, vgl. Klann-Delius 2005: 164; Ayass 2008: 16; Gildemeister 2010) ist »einer der verbreiteten Ansätze der linguistischen Genderforschung im deutschsprachigen Raum seit den 1990er Jahren« (Hornscheidt 2002: 32). Elsen hält fest: »Doing gender heißt, dass Gender im täglichen Leben permanent und immer wieder konstruiert wird und erst dann auch dadurch überhaupt erst entsteht, dass es eine soziale Gewohnheit ist« (Elsen 2020: 52, Hervorhebung im Original). Das Konzept entstand aus einer Kritik an der Unterscheidung zwischen *sex* und *gender* (vgl. Kapitel 2.1). Formuliert wurde es erstmals von Candace West und Don Zimmerman (1987): »Doing gender means creating differences between girls and boys and women and men, differences that are not natural, essential, or biological. Once the differences have been constructed, they are used to reinforce the ›essentialness‹ of gender« (West/Zimmerman 1987: 137; zit.n. Hornscheidt 2002: 32). West und Zimmerman gehen davon aus, dass Geschlechterdifferenz nicht natürlich ist, sondern durch sprachliche Handlungen konstruiert wird (vgl. Samel 2000: 165; Hornscheidt 2002: 33; Klappeer 2007: 51; Ayass 2008: 157ff.), d.h., Geschlecht ist eine Angelegenheit des *doing* und nicht des *being* (vgl. Samel 2000: 166). Sie unterscheiden zwischen *sex*, *sex category* und *gender* (vgl. West/Zimmerman 1987: 127). Es geht nicht mehr darum zu sagen, »Frauen reden so und Männer reden so«, sondern darum, wie die Sprechweise die Sprechenden vergeschlechtlicht (vgl. Klann-Delius 2005: 164; Ayass 2008: 15). Das »biologische« Geschlecht ist für das Doing-Gender-Modell nicht relevant, da Geschlecht stets im Moment und situationsbedingt inszeniert wird und die Geschlechtskategorie

im Moment der sprachlichen Benennung entsteht (vgl. Samel 2000: 165; Elsen 2020: 53). Sprache bildet Geschlecht somit nicht ab, sondern ist eine »herstellende Bedingung« (Hornscheidt 2013: 346) von Geschlecht.

Der Doing-Gender-Ansatz bleibt dennoch konstruktivistisch: Er stellt Geschlecht nicht grundlegend in Frage, sondern ist »die inhaltliche sprachliche Füllung« (Hornscheidt 2002: 33) eines vorgegebenen Geschlechts. Anders als im Zwei-Kulturen-Modell nimmt der Doing-Gender-Ansatz performative Aspekte im Gesprächsverhalten in den Fokus (vgl. Hornscheidt 2002: 34).

Der *Undoing-Gender*-Ansatz ist ein intersektionaler Gegenentwurf zum *Doing-Gender*-Ansatz und wurde von Stefan Hirschauer (1994; vgl. auch 2001, 2016; Ayass 2008: 173f.) entwickelt: »[...] nicht von etwas Notiz zu nehmen, ist selbst eine konstruktive Leistung. Ich schlage vor, sie »undoing Gender« zu nennen« (Hirschauer 1994: 678). Hirschauer geht von verschiedenen Identitätskategorien aus, die je nach Kontext in der Kommunikation relevanter sein können als Geschlecht, d.h., es ist in der Interaktion möglich, Geschlecht als Kategorie »ruhen zu lassen« (Hirschauer 1994: 678). *Undoing gender* ist nach Hirschauer jedoch nur möglich, wenn Geschlecht davor benannt wurde: »Man kann nur etwas ungeschehen machen, das geschehen ist; nur von etwas absehen, das man gesehen hat« (Hirschauer 2001: 216).

Indexing gender

Neben dem Konzept von *doing gender* (vgl. West/Zimmermann 1987), *undoing gender* (vgl. Hirschauer 2001, Günthner 2006; Ayass 2008: 19f.; Kotthoff/Nübling 2018: 36f.) und *performing gender* (vgl. Butler 1991) gibt es das des *indexing gender* (vgl. Ochs 1992; Kotthoff 2012; Kotthoff/Nübling 2018: 37ff.). Darunter wird das »Erkennen von Typisierungsgraden innerhalb einer Handlungsgemeinschaft« (Kotthoff 2012: 257f.), also innerhalb einer *community of practice* (vgl. Kapitel 8.2) verstanden. Innerhalb dieser Gemeinschaften wird unterschieden zwischen Indexikalität 1. und 2. Ordnung, die beide indirekt auf die Kategorie Geschlecht verweisen (vgl. Kotthoff 2012; Kotthoff/Nübling 2018: 40). Die Indexikalität 1. Ordnung sei referentiell, die Indexikalität 2. Ordnung nichtreferentiell. Kotthoff und Nübling (2018) halten fest: »Wenn spezifische Sprechaktivitäten und ihre stilistischen [sic!] Realisierung in der Gesellschaft mit historisch entstandenen Assoziationen verbunden sind, können sie u.a. eine besondere Ausprägung von Gender indizieren (eine über Interpretation hergestellte Indexikalität zweiter Ordnung)« (Kotthoff/Nübling 2018: 40). Kotthoff spricht bei der Indexikalität 2. Ordnung von einer »besonderen Ausprägung« (Kotthoff 2012: 258): Gewisse Merkmale lösen z.B. assoziative Verbindungen aus, doch die Beziehung konkretisiert sich erst je nach Verbindung mit anderen Phänomenen (vgl. Kotthoff 2012: 258). Die Indexikalitäten können sich dabei auf äussere Merkmale oder das Verhalten beziehen (vgl. Kotthoff 2012: 257ff.). Mit so entstandenen *Genderfolien* (vgl. Kotthoff/Nübling 2018: 40) können unterschiedliche Identitäten inszeniert werden: Ein Mann kann sich mit einem zurückhaltenden Gesprächsstil, der stereotypisch weiblich konnotiert ist, z.B. als moderner Mann inszenieren, während eine Frau sich mit derselben Sprechweise als traditionelle Frau darstellen kann (vgl. Kotthoff/Nübling 2018: 40). Kotthoff plädiert bei Analysen von Sprechen und Geschlecht, nicht von stabilen Korrelationen auszugehen, weil sie in soziale Praktiken eingebettet sind und das

Sprachverhalten deshalb auch vom Kontext abhängig ist. Deshalb funktioniert die »interpretative Rekonstruktion von Gender-Bezügen« (Kotthoff 2012: 260) nur innerhalb einer *community of practice*. Kotthoff nennt als Beispiel für die Indexikalität 1. Grades z.B. Namen, weil die meisten »eindeutig auf ein Geschlecht verweisen« (Kotthoff 2012: 257). Mittlerweile ist jedoch fraglich, ob eine Unterscheidung zwischen Indexikalität 1. und 2. Ordnung noch sinnvoll ist. Seit non-binäre Menschen die Kategorie Geschlecht destabilisieren, sind auch vermeintlich zuverlässige Indexikalitäten nicht mehr stabil. Indexikalitäten 1. Ordnung in Bezug auf Geschlecht funktionieren nur unter der Annahme eines cisnormativen und binären Geschlechtermodells. Selbst Namen müssen nicht mehr eindeutig auf ein Geschlecht verweisen, weil trans (non-binäre) Menschen den Geburtsnamen behalten, einen neuen »geschlechtsneutralen« Namen wählen können oder gar eine Kombination aus verschiedenen Namen, die als stereotypisch *weiblich* oder stereotypisch *männlich* gelten.

Redoing gender

Redoing gender ist ein theoretischer Ansatz, der eine radikale Neuausrichtung anstrebt und sich auf non-binäre Geschlechtererfahrungen fokussiert. Ziel ist es, eine frische und kritische Perspektive auf Geschlecht einzunehmen, um eine umfassende Neugestaltung zu ermöglichen (vgl. Johnson 2022: xii; Darwin 2022).⁵ Einige Leitfragen des Ansatzes lauten: Wie vermitteln non-binäre Menschen anderen ein Geschlecht, von dem diese nicht einmal wissen, dass es existiert, oder die sich gar aktiv dagegen wehren? Wie erreichen sie Anerkennung für ihre Geschlechtsidentität? Die Untersuchung zwischenmenschlicher Interaktionen stellt dabei den Schlüssel für *redoing gender* dar, weil sie cis Menschen dazu veranlassen (können), Geschlecht in ihrem eigenen Alltag zu überdenken und neu zu gestalten (vgl. Darwin 2022: 49).

Modell der Community of Practice

Ein mittlerweile beliebter Ansatz der Gesprächsanalyse – auch in der *Queeren Linguistik* – ist das Modell der Community of Practice (CofP) (vgl. King 2019: 15f.). Das Konzept wurde – für linguistische Zwecke – von Penelope Eckert und Sally McConnell-Ginet (1992) entwickelt. Ziel dieses Ansatzes ist es, zu untersuchen, ob und wie Geschlecht in sozialen Praxen konstruiert wird. Dies wird innerhalb von Gemeinschaften (engl. *communities*) beobachtet (vgl. Klann-Delius 2005: 15; Motschenbacher 2012: 106). Um diese zu untersuchen, ist es empfehlenswert, als Forscher*in in gewisser Weise Teil der Community zu werden (vgl. Motschenbacher 2012: 106).

Im Vergleich zu früheren Ansätzen geht es also nicht mehr darum, Geschlechtsunterschiede anhand sprachlicher Handlungen festzustellen oder gar zu konstruieren. In dieser Art von Untersuchungen spielt Geschlecht nicht eine übergeordnete Rolle, sondern wird als eine von vielen Identitätskategorien aufgefasst, die mit anderen Faktoren

5 Der Umgang mit Trans-Themen wird aktuell sehr kontrovers diskutiert. Einen guten Überblick über aktuelle wissenschaftliche Beiträge, die dazu beitragen, die Kontroverse zu verstehen, gibt Cavyn Mitchell (2022).

interagieren kann. Identität ist also nichts »Gegebenes« oder Vordiskursives, sondern entsteht erst durch Sprache und in einem ganz bestimmten situativen Rahmen. Chantal Gratton (2016) untersuchte bspw., wie Sprecher*innen einer non-binären *Community of Practice* im Grossraum Toronto den variablen Gebrauch von (ING) – einer Variable, die im Englischen manchmal als Index für die Geschlechtsidentität verwendet wird – machten, um non-binäre trans Identitäten zu konstruieren, während sie sich in Räumen bewegten, die sie einmal als sicher und einmal als unsicher erlebten. Das CofP-Modell erlaubt es Soziolinguist*innen, einen Einblick in innere Abläufe der diskursig gesteuerten Bildung und Aufrechterhaltung einer Gemeinschaft zu erhalten. Das Besondere an CofP ist die anhaltende Interaktion: Es handelt es sich um »soziale Gruppierungen, die sich wiederholt zum Zwecke einer bestimmten Aktivität zusammenfinden und dabei gemeinsame (Sprach-)Praktiken herausbilden« (Motschenbacher 2012: 106). Wer das Modell der *Community of Practice* anwendet, kann aber nicht davon ausgehen, dass eine Gruppe von Menschen eine *Community* mit gemeinsamen Sprachpraktiken bildet, selbst wenn sich diese Gruppe selbst als solche bezeichnet. Von besonderem Interesse für die *Queere Linguistik* ist das Vergleichen von »Mainstream«-CofPs und solchen, die als marginalisiert gelten, weil in letztgenannten Dinge ausgesprochen werden können, die in den *Communitys*, die zum *Mainstream* gehören, eventuell, durch bestimmte Normen bestimmt, verschwiegen werden. Heiko Motschenbacher (2012) betont, dass eine queer-theoretisch orientierte Soziolinguistik sich nicht nur auf die Untersuchung des Sprachverhaltens Nicht-Heterosexueller (oder ergänzend auch von Nicht-cis) beschränken darf (vgl. Motschenbacher 2012: 107), sondern sie muss »herausstellen, dass heterosexuelle Identitäten genauso auf Konstruktionsmechanismen beruhen wie nicht-heterosexuelle Identitäten« (Motschenbacher 2012: 107).

Kritik an Feministischer Linguistik

Im Folgenden wird eine Kritik an der *Feministischen Linguistik* näher erläutert: Für Lann Hornscheidt erscheinen die vorgeschlagenen Änderungen der *Feministischen Linguistik* – von einer strukturalistischen Sprachauffassung und der Annahme einer natürlichen Zweigeschlechtlichkeit ausgehend – als logisch nachvollziehbar (vgl. Hornscheidt 2002: 27). Auch wenn in diesem Sinne, so Hornscheidt weiter, viele Veränderungen bewirkt werden konnten, ignoriere die *Feministische Linguistik* aus poststrukturalistischer Perspektive eigene Formen der Normierung, die wiederum zu Ausschlüssen und Naturalisierungen führen. So komme es, dass die *Feministische Linguistik* »das eigene Projekt der Kritik an sprachlicher Diskriminierung letztlich konterkariert« (Hornscheidt 2002: 27; vgl. auch Hornscheidt 2022: 40). Auch nach Butler genüge es nicht, zu untersuchen, wie Frauen sprachlich besser repräsentiert werden können, sondern die Kategorie *Frau(en)* – das Subjekt des Feminismus – müsse reflektiert werden, um nachzuvollziehen, wie sie »gerade durch jene Machtstrukturen hervorgebracht und eingeschränkt wird, mittels derer das Ziel der Emanzipation erreicht werden soll« (Butler 1991: 17). Lautet die Forschungsfrage »Wie werden Frauen von der Sprache behandelt?« entsprechend Puschs Herangehensweise, so würde die Sprache unabhängig von Agens und Kontext betrachtet werden, das heißt, als gäbe es kein aktiv handelndes Subjekt hinter der Sprache (vgl. Hornscheidt 2002: 24; 38). Motschenbacher (2014) macht den Unterschied strukturalisti-

scher und poststrukturalistischer Theorie deutlich: Während ein strukturalistischer Ansatz geschlechtsspezifische Sprachstrukturen als Folge des binären Geschlechts als soziale Realität ansieht, gehen poststrukturalistische Ansätze über eine rein reflexive Beziehung zwischen Realität und Sprache hinaus und betonen die Rolle der Sprachbenutzer*innen als aktive Gestalter*innen diskursiver Strukturen. Die Frage ist deshalb weniger, wer in der Sprache (nicht) repräsentiert ist, sondern wie Menschen durch die Sprache konstruiert werden, z. B. als *Männer*, *Frauen* oder geschlechtsneutral. Der Begriff der *Appellation* beschreibt dieses Phänomen der Gestaltung sozialer Realitäten durch den Sprachgebrauch (vgl. Motschenbacher 2014: 247; Hornscheidt 2011).

Hornscheidt stellte 2002 fest, dass sich ein allgemeines Beharren auf Bestehendes und einmal Formuliertes zeige, ohne die Bereitschaft, neue Konzepte und Inhalte auch nur teilweise zu übernehmen (vgl. Hornscheidt 2002: 35; 38); diese Haltung würde effektive Sprachveränderungen verhindern (vgl. Hornscheidt 2002: 36). Hornscheidt konstatierte des Weiteren einen unredlichen Umgang mit poststrukturalistischen Ansätzen (vgl. Hornscheidt 2002: 36f.). Eine klischeehafte und wiederholte Reproduzierung der Argumente gegen poststrukturalistische Theorien zeigt sich auch heute noch anhand aktueller Publikationen (vgl. z. B. l'Amour laLove 2017; Amelung 2020). Erschwerend hinzu kommt die Beteiligung an der Diskussion um geschlechtersensible Sprache vonseiten politischer Lager mit bestimmten antifeministischen Ideologien, die sich bevorzugt auf laienlinguistische Argumente stützen (vgl. Kapitel 11). Befürworter*innen geschlechtersensibler Sprache werden auf diese Weise in eine Verteidigungs- und permanente Erklärungs- und Reaktionsposition gedrängt. Das »doing the doing« (vgl. Kapitel 4.1) wird zum »doing the basics«, indem erst einmal linguistische Grundkenntnisse vermittelt werden müssen (manchmal auch erfolglos), anstatt weiter an Strategien für Sprachveränderungen weiterzudenken. Es bleibt offen, ob die Ablenkung – implizit oder explizit – nicht zu den Strategien einer antifeministischen Agenda gehört.

8.3 Lavender Linguistics

In den 1990er Jahren publizierten William Leap und seine Forschungskolleg*innen in einem damals neuen Forschungsbereich: der Sprache von Lesben und Schwulen. Dieser wurde als *Lavender Linguistics* (dt. *Lavendel Linguistik*, heute auch *LGBT+-Linguistik*) bezeichnet. Die Farbe *lavender* bezieht sich auf die Verwendung der Farbe Lavendel als Symbol der LGBT+-Bewegung. 1993 rief Leap die erste *Lavender Languages and Linguistics Conference* ins Leben, die an der American University (AU) in Washington D. C. gehalten wurde und mittlerweile einmal jährlich stattfindet und international ausgerichtet ist. Die Veranstaltung war ursprünglich für Forschende aus dem Bereich der linguistischen Anthropologie mit einem Interesse für Sprache und Sexualität gedacht.⁶ Es

6 Der Name der Konferenz führte aufgrund des Begriffs *lavender* zu Diskussionen, weil der Ausdruck normalerweise mit der schwulen Community in Verbindung gebracht wird und auch schon als Synonym für *homosexuell* verwendet wurde. *Lavender* sollte als neutraler Begriff verstanden werden, der bestimmte Forschungsschwerpunkte nicht ausschließt, nicht politisch konnotiert ist und allen offensteht, die sich für Themen um Sprache und Sexualität interessieren. Es wurde bis heute davon abgesehen, den Namen der Konferenz zu ändern, um der zunehmenden Vielfalt der For-

gibt immer wieder Überschneidungen zwischen den zwei Forschungsrichtungen der *Lavender Linguistik* und *Queeren Linguistik*. Letztgenannte ist als Disziplin zu verstehen, die vordergründig (Nicht-)Heteronormativität in der Sprache erforscht und ihre Arbeiten vorwiegend als *queer* bezeichnet (vgl. Kapitel 8.4). Aktuelle Studien, die die Zusammenhänge zwischen Sprache und Sexualität untersuchen, stützen sich unter anderem auf Arbeiten aus beiden Bereichen. Lavender-Language-Forscher*innen sehen die *Queere Linguistik* weniger als eine Disziplin und vielmehr als politischen und theoretischen Ansatz (vgl. Jones 2016; Leap o. D.). Sie distanzieren sich mehrheitlich von queeren Ansätzen, die Subjektpositionen performativ verstehen, und halten in ihren Analysen an der »Stimme der Sprechenden« (engl. *the speaker's voice*, vgl. Leap o. D.) fest. Ausserdem würden – so Leaps Begründung – nicht alle, die über nicht-heteronormative Sprache forschen, einen queeren Ansatz verfolgen oder ihre Arbeit als queer bezeichnen (vgl. Jones 2016; Leap o. D.). Insgesamt sind die *Lavender Linguistics* ein wichtiger Forschungsbereich, der dazu beiträgt, die Beziehung zwischen Sprache und Gesellschaft, insbesondere im Hinblick auf die LGBT+-Community, besser zu verstehen.

8.4 Queere Linguistik

Die *Queere Linguistik* ist eine relativ junge, poststrukturalistisch orientierte Forschungsrichtung und im deutschsprachigen Raum noch nicht breit vertreten. Es handelt sich, vorerst einfach formuliert, um einen *heteronormativitätskritischen* Forschungsansatz, der im englischsprachigen Raum, insbesondere in den USA, vertreten ist (vgl. Wong et al. 2002: 14f.; Motschenbacher 2012: 87). Genauso wie *queer* lässt sich auch die *Queere Linguistik* nicht leicht definieren. Bereits der Name ist umstritten, weil er einen Ausdruck beinhaltet, der vor einiger Zeit noch abwertend benutzt wurde, von einigen Menschen aus der LGBT+-Community abgelehnt und im aktivistischen und akademischen Diskurs in sehr individueller Weise verwendet wird. So kann auch die *Queere Linguistik* Unterschiedliches bedeuten: 1. das Untersuchen der Sprache, wie sie von *Queers* verwendet wird (unter Berufung auf *queer* im Sinne einer Identität bzw. eines Identitätslabels); 2. das Untersuchen von Sprache und Sexualität unter Einbezug von Erkenntnissen aus der *Queer Theory* (unter Berufung auf *queer* als eine Abkürzung für die Theory); 3. ein anderer Name für *Sprach- und Sexualitätsstudien* unter Anspielung auf die *Queer Theory*, aber ohne die Grundprinzipien für die eigene Forschung zu übernehmen; 4. die soziolinguistische Untersuchung jeglichen Sprachgebrauchs, ohne auf Identitätskategorien zurückzugreifen und mit der *Queer Theory* als grundlegendes, vollumfängliches Paradigma, das es ermöglicht, Aussagen über soziale Prozesse auch abseits von Sexualität zu treffen; 5. eine angewandte Form der Linguistik, die in den *Queer-Aktivismus* eingebettet ist (vgl. Wong et al. 15f.). Die *Queere Linguistik* kann als eine Annäherung an Sprache und Sexualität interpretiert werden, die bestimmte Anliegen mit der *Queer Theory* teilt, aber eine noch unausgearbeitete Agenda und Methodologie hat (vgl. Wong et al. 2002: 16). Im Rahmen dieser Arbeit wird die *Queere Linguistik* als Disziplin verstanden, die sich auf die *Queer Theory* stützt und

schungsbeiträge gerecht zu werden, weil diese sich ohnehin nicht auf ein Wort, einen Satz oder ein Akronym reduzieren lässt.

kritisch »sprachliche Elemente normativbinärer Geschlechterkonstruktion und sprachliche Manifestationen von Heterosexualität als Norm« (Motschenbacher 2012: 87) hinterfragt. *Heteronormativität* beschreibt ein binäres Geschlechtersystem, das ausschliesslich die Geschlechter *Mann* und *Frau* kennt. In Kapitel 8.5 wird auf verschiedene Realisierungsformen von *Heteronormativität* bzw. *Genderismus* eingegangen.

Wie bereits erwähnt, bedient sich die *Queere Linguistik* Fragestellungen aus der *Queer Theory* und wendet sie auf die Sprachwissenschaft an. Motschenbacher (2021) hält diesbezüglich fest, dass die Forschung dabei explizit queer sein kann (also z.B. von der *Queer Theory* inspiriert sein, *heteronormativitätskritisch* etc.) und radikal-politisch motiviert bis hin zu implizit *queer* mit eher subtileren kritischen Ansätzen. Dabei sei die Forschung deswegen nicht per se besser oder schlechter bzw. als »zu queer« oder »nicht queer genug« zu werten (vgl. Motschenbacher 2021: 33).

8.5 Anfänge der Queeren Linguistik

Die *Queer Theory* selbst entstand in den USA der 1970er und 1980er Jahre als Reaktion auf die Lesben- und Schwulenbewegung (vgl. Kapitel 5.2). Diese berücksichtigte nach Meinung der Theoretiker*innen zu wenig die Dekonstruktion von Binarismen wie »heterosexuell – homosexuell« und »männlich – weiblich«, weil eine solche Klassifizierung zur Aufrechterhaltung von Machtstrukturen und der sogenannten »heterosexuellen Matrix« (Butler 1991; vgl. Kapitel 7.3) beiträgt (Motschenbacher 2012: 89). Konkret werden Geschlechts- und sexuelle Identitäten normativ-diskursiv, und deshalb auch über Sprache, konstruiert, dies aber auf so eine naturalisierte und teilweise subtile Weise, dass es nicht sofort auffällt. Wie Motschenbacher festhält, sind Identitäten »die dominanten Diskurse zur Erfassung und Versprachlichung von Personen« (Motschenbacher 2012: 91) und Identitätskonzepte wie *Heterosexualität* und *Homosexualität* einerseits kulturspezifisch westlich, andererseits eine historisch eher junge Erscheinung (Motschenbacher 2012: 91; vgl. auch Foucault 1986). Die dazugehörigen Termini *homosexuell* und *heterosexuell* entstanden in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und waren ursprünglich medizinische und pathologisierende Fachwörter. Diese Konnotation ging bis heute nie ganz verloren (Motschenbacher 2012: 91). Mittlerweile ist in den Medien nicht selten zu beobachten, wie *homosexuell* als Synonym für *schwule Männer* bzw. *Schwule* eingesetzt wird, wobei das Präfix *homo-* fälschlicherweise als *Mann* verstanden wird. *Homo* kann zwar *Mann*, aber auch *Mensch* im Lateinischen bedeuten (z.B. *Homo sapiens*), aber hier handelt es sich genau genommen um das griechische Präfix *ὁμός* bzw. *homós* für »gemeinsam, gleich, ähnlich«, im Gegensatz zu *hetero* mit der Bedeutung »verschieden« (Cassaris 2017: 248). Auch *heterosexuell* hatte vorerst wenig mit Kategorien der Identität gemeinsam und beschrieb ursprünglich sexuelle Handlungen mit Partner*innen des »anderen« Geschlechts. Die Begriffe waren als sexuelle Handlungen konzipiert, wurden aber mit der Zeit an die sexuell handelnden Personen gebunden und mit sozialen Zuschreibungen versehen, was einen reifizierenden Effekt hatte (Motschenbacher 2012: 91). In Bezug auf die Übertragung des Begriffs *queer* auf die Sprachwissenschaft plädiert Motschenbacher für eine Trennung der akademischen Queer-Diskussion von den Begriffsaneignungen aus der LGBT+-Community, da diese »eine essentialistische Identitätsauffassung prak-

tizieren, welche von Queeren TheoretikerInnen kritisiert wird« (Motschenbacher 2012: 92). Dem ist teilweise zu widersprechen. *Queer* entstand nämlich auch aus der Kritik an Identitätspolitik innerhalb der LGBT+-Community: »Im Kontext der Kritik an Identitätspolitik warnt [...] [Judith Butler] eindringlich davor, queer als fest umrissene Identitätskategorie zu verstehen oder gar zu gebrauchen. [...] Das kritische Potenzial von queer bestehe im Gegenteil gerade darin, Fixierungen immer wieder zu durchkreuzen und die Begriffe für das aus ihnen Ausgeschlossene zu öffnen« (Hark 2010: 111). Die Substanz dessen war und ist u.a., dass es neben *lesbisch* und *schwul* bzw. *homosexuell* noch unzählige andere Formen von Begehren gibt.

Der Fokus lag schon immer weniger auf Identitäten, sondern vielmehr auf Allianzen oder Koalitionen von Menschen mit unterschiedlichen Anliegen, die sich gemeinsam gegen *Heteronormativität* stellen (vgl. Kapitel 5.3). Für ein Verständnis von *queer* als Kritik an Identitätspolitik spricht auch, dass sich gewisse Frauen, darunter viele Lesben, von *queer* in ihrer Identität bedroht fühlen und einen Verlust bzw. Unsichtbarmachung befürchten (vgl. Kapitel 10.6). Zuzustimmen ist Motschenbacher bei der Differenzierung zwischen *Queerer Linguistik* und *Lesbisch-schwuler Linguistik*. Letztere setzt sich für die Anliegen von Lesben und Schwulen ein und beschränkt sich auf die für diese Gruppen spezifische wissenschaftliche Forschung (vgl. Motschenbacher 2012: 92). Für die *Queere Linguistik* sind alle Identitätskategorien grundsätzlich problematisch, »weil sie Ausschlüsse schaffen und normativ regulieren, wer eine bestimmte Identität angemessen verkörpert und wer nicht. Dies trifft auch auf die Identitäten ›lesbisch‹ und ›schwul‹ zu, deren Essentialisierung die Queere Linguistik hinterfragt« (Motschenbacher 2012: 93). Wie oben beschrieben, nimmt die lesbisch-schwule Bewegung insbesondere offene Diskriminierungsformen wie Homophobie und Heterosexismus in den Fokus, allerdings findet hier seit einigen Jahren eine Entwicklung statt hin zu breiteren Forschungsthemen, die über lesbisch-schwule Themen bzw. Untersuchungen zu Formen des Begehrens hinausgehen. Bei der *Queeren Linguistik* lässt sich festhalten, dass sich das Forschungsinteresse grundsätzlich auf das Aufdecken von diskursiven Prozessen konzentriert, die Heterosexualität als naturalisierte Form konstruieren und verfestigen. Ziel ist es demnach, diese Prozesse zu dekonstruieren und nicht-heteronormative Alternativen anzubieten (vgl. Motschenbacher 2012: 93). Das Verständnis von *diskursiv* bzw. *Diskursen* ist, dass es sich um Strukturen handelt, »deren Spuren sich zumindest teilweise sprachlich manifestieren. Dominante Diskurse haben im Laufe eines Prozesses ewiger Zitierung und Re-Zitierung einen Verfestigungsgrad erlangt, der sie als ›normal‹ oder ›natürlich‹ erscheinen lässt« (Motschenbacher 2012: 93). Auf Sprache bezogen bedeutet das konkret, dass sich queere Wissenschaftler*innen mit der sprachlichen Konstruktion von *Heteronormativität* befassen (vgl. Motschenbacher 2012: 94). Die Arbeiten in der *Genderlinguistik* sind, wie in Kapitel 8.2 deutlich wurde, bisher eher traditionell strukturalistisch orientiert. Die *Queere Linguistik* vertritt hingegen eine poststrukturalistische Position, die wegweisend für die linguistische Forschung der nächsten Jahre sein könnte. Queere Ansätze, aber auch die Kritische Diskursanalyse, weiten das Hinterfragen normalisierter Praktiken in Form von Selbstreflexion auch auf die eigenen, wissenschaftlichen Arbeiten aus (vgl. Wodak 2002; AK Feministische Sprachpraxis 2011; Motschenbacher 2012: 94; Bendel Larcher 2015; Kapitel 12.2).

Kritik an der Queeren Linguistik

Motschenbacher (2012) diskutiert und widerlegt in *Queere Linguistik: Theoretische und methodologische Überlegungen zu einer heteronormativitätskritischen Sprachwissenschaft* (2012) drei Kritikpunkte, mit welchen sich die *Queere Linguistik* konfrontiert sieht: 1. Die *Queere Linguistik* sei nur begrenzt relevant, 2. sie sei parteiisch oder gefährde die politische Handlungsfähigkeit, 3. und sie erschwere aufgrund ihrer Komplexität in Bezug auf Theorien einerseits den Zugang zu methodologischen Vorgehensweisen oder die Verknüpfung an die Alltagspraxis. Diese drei Kritikpunkte haben in der deutschen Sprachwissenschaft vermutlich u.a. dazu beigetragen, dass poststrukturalistische Gender- und Sprachtheorien bis heute nicht oder kaum rezipiert werden (vgl. Hornscheidt 2002), so dass die linguistische Genderforschung im Vergleich zu internationalen wissenschaftlichen Debatten etwas langsamer vorwärtskommt. Im Folgenden wird auf diese drei Aspekte eingegangen, weil sie eine wesentliche Rolle spielen für die methodologischen Überlegungen der vorliegenden Arbeit.

Erstens: Der *Queeren Linguistik* wird die Relevanz abgesprochen, weil sie nur für Angehörige sexueller Minderheiten interessant sei. Allerdings ist *Heteronormativität* (und deren Kritik) etwas, was alle Menschen betrifft. »Das liegt daran, dass Heteronormativität etwas ist, das unentwegt konstruiert werden muss – insbesondere von heterosexuell identifizierten Menschen. Allein das Unterlassen derartiger Konstruktionen führt zur Marginalisierung« (Motschenbacher 2012: 97). Auch heterosexuelle Menschen leiden folglich unter der *Heteronormativität*, weil Frauen und Männern über dichotome Erwartungen gegensätzliche und sich ergänzende Eigenschaften zugeschrieben werden, die sie erfüllen müssen, indem sie »Weiblichkeit« oder »Männlichkeit« kontinuierlich über stereotype Praktiken konstruieren (vgl. Motschenbacher 2012: 98). So existieren in westlichen Vorstellungen z.B. Ideale, die eine Gruppe von Menschen als zierlich, klein, schwach, passiv, emotional etc. konstruieren und die andere Gruppe als gross, stark, muskulös, aktiv, rational etc. (vgl. AK Feministische Sprachpraxis 2011: 24).

Zweitens: Die *Queere Linguistik* sieht sich mit dem Vorwurf konfrontiert, parteiisch zu sein bzw. wenig objektiv. Die *Queere Linguistik* bekennt sich an diesem Punkt transparent zu ihrer kritischen Haltung und politischen Motivation und stellt ebenfalls grundsätzlich in Frage, ob es so etwas wie rein objektive und unparteiische Forschungspositionen überhaupt geben kann (vgl. Motschenbacher 2012: 99; Jäger 2012).

Drittens wird von Kritiker*innen poststrukturalistischer Positionen vorgeworfen, die dekonstruktivistischen Ansätze seien so destabilisierend, dass sie die politische Handlungsfähigkeit gefährden. Die Sprache betreffend bedeutet das konkret, dass Vertreter*innen der »klassischen« *Feministischen Linguistik*, die sich seit den Anfängen in den 1970er Jahren auf Geschlechterbinarität beziehen, die Frage aufwerfen, ob feministische Politik ohne eine Kategorie »Frau« überhaupt noch möglich sei (vgl. Motschenbacher 2012: 99). Insbesondere in ersten Arbeiten war die Vorstellung binärer Unterschiede zwischen Frauen und Männern wichtig, um überhaupt die Aufmerksamkeit auf das Geschlecht in der Linguistik, aber auch in anderen sprachorientierten Disziplinen zu lenken. Vom poststrukturellen Feminismus geprägte Sprachwissenschaftler*innen, aber auch Philosoph*innen wie Judith Butler kritisieren diesen theoretischen Rückgriff auf binäre Konzeptualisierungen, was zu einem allgemeinen Wandel bzw. einem breiteren

Forschungsspektrum führte (vgl. Zimman/Davis/Raclaw 2014: ix). Die heutigen Studien zu Sprache, Geschlecht und Sexualität, überhaupt die vielfältigen Anwendungsfelder auch innerhalb der *Queeren Linguistik*, wären ohne die frühere Anerkennung der gesellschaftlich bedeutsamen Differenzen zwischen *weiblich* und *männlich* nicht möglich. Insbesondere feministische Positionen in den 1970er und 1980er Jahren hatte einen grossen Einfluss darauf, wie sich das Fachgebiet »Sprache und Geschlecht« bzw. *Genderlinguistik* entwickelt hat. Angesichts dessen ist es nicht verwunderlich, dass sich die ersten Forscher*innen derart auf Differenzen konzentrierten und »Frauensprache« als Abgrenzung zur (unmarkierten) männlichen Sprache untersuchten. Die Geschlechterbinarität war auch zu dem Zeitpunkt ein strategisch sinnvolles Instrument, um von der Vorstellung wegzukommen, Männer als repräsentativ für alle Sprecher*innen zu sehen (Davis/Zimman/Raclaw 2014: 1f.).

Solange Menschen aufgrund ihrer Geschlechtsidentität diskriminiert werden, solange solche binären Unterscheidungen und Beschreibungen der Welt den Alltag regeln, sie also in den Alltagspraxen eine bedeutende Rolle spielen, müssen sie weiterhin Bestandteil wissenschaftlicher Untersuchungen bleiben. Problematisch ist es, wenn Arbeiten Binaritäten als Kategorien verfestigen, anstatt sie zu reflektieren, weil sie dadurch bestehende institutionalisierte Machtungleichverhältnisse weiter verstärken (Davis/Zimman/Raclaw 2014: 2). Anstatt die Binaritäten als unvermeidlich zu akzeptieren oder sie aus den Analysen zu streichen, ist es angebracht, sich auf komplexere Weise damit auseinanderzusetzen (Davis/Zimman/Raclaw 2014: 3). Poststrukturalistische Theorien geben binäre Vorstellungen nicht vorschnell auf, wie Vertreter*innen aus der klassischen *Feministischen Linguistik* befürchten, denn die Ideologie der Geschlechterdifferenz ist überhaupt erst die Grundlage der geschlechtsspezifischen Ungleichheit, und genau dafür interessieren sich Queere Linguist*innen (Zimman/Davis/Raclaw 2014: ix). Die Queere Linguistik beinhaltet deshalb auch ein politisches Element, weil sie »die Grenzziehung von Identitätskategorien hinterfragt, die einschließende, aber zugleich ausschließende Wirkung hat« (Motschenbacher 2012: 101). Wie bereits erwähnt, benötigen gesellschaftspolitische Normen, die Menschen in *Frauen* und *Männer* einteilen, binäre Vorstellungen von Geschlecht, um überhaupt funktionieren zu können (Zimman/Davis/Raclaw 2014: ix). Es ist wichtig, Binaritäten zu problematisieren, weil sie die Marginalisierung und Stigmatisierung von bestimmten Subjekten und Praktiken fördern und festigen, ohne aber diese Dichotomien zu essentialisieren, sie also als normal, natürlich, intuitiv, universell und unbestreitbar zu verstehen. Die Queere Linguistik, die poststrukturalistische und queere Theorien in Studien zu Sprache und Geschlecht integriert, bietet eine Alternative zu Forschungsansätzen, die sich weiterhin auf binäre Kategorien wie Frauen und Männer, Weiblichkeit und Männlichkeit, Homosexualität und Heterosexualität stützen, ohne diese apriorischen Dichotomien zu retheoretisieren (Davis/Zimman/Raclaw 2014: 1f.). Es gibt also keine »Essenz des Mannes« oder »Essenz der Frau« (vgl. Motschenbacher 2012: 99f.) und sie ist für politisches Handeln auch gar nicht nötig. Das Verharren darauf bedeutet hingegen »immer auch das Stützen des heteronormativen Systems und hat somit eine Wirkung, die konträr zu den Desideraten des Feminismus verläuft« (Motschenbacher 2012: 100).

Formen von Genderismus

Hornscheidt (2012) schlägt *Genderismus* als Alternative zum Ausdruck *Sexismus* vor, weil Letzteres ein reduziertes und universelles Verständnis der Realisierungsformen habe (vgl. Hornscheidt 2012: 60ff.). Die Benennung von unterschiedlichen Realisierungsformen von *Genderismus* zu unterscheiden, macht diese erst analysierbar. Die hier vorgestellten Formen nach Hornscheidt (2012; vgl. auch AK Feministische Sprachpraxis 2011; Bretz/Lantzsch 2013) eignen sich gut als Kategorien für eine Diskursanalyse, weil sie unterschiedliche Facetten des Oberbegriffs *Heteronormativität* illustrieren und kritisierbar machen.

Zweigenderung

Zweigenderung (vgl. Hornscheidt 2012: 76ff.) »meint die Einordnung von Menschen in zwei Geschlechter, nämlich in ›frauen‹ und ›männer‹ und die gleichzeitige gewaltvolle Normalisierung und Naturalisierung dieser Einteilung als gegeben und nicht hinterfragbar« (Bretz/Lantzsch 2013: 16; vgl. auch Hornscheidt 2012: 76f.). Darüber hinaus beziehen sich diese typisierten Geschlechter »natürlicherweise« aufeinander – sexuell, romantisch und in weiteren Bereichen der Lebensgestaltung. Hornscheidt führt genauer aus, was *Zweigenderung* auf sprachlicher Ebene bedeuten kann:

sprachlich wird zweigenderung sowohl direkt in sprachlichen appellationen auf personen hergestellt als auch direkt in metaphern und anderen sprachlichen bildern und symbolen. anreden wie ›sehr geehrte frauen und männer‹ oder direkte titulierungen auf briefen als ›frau‹ oder ›mann‹, in ansprachen und in e-mails, [...] und auf [...] ausweispapieren bestätigen alle eine norm von zweigenderung und stellen sie zugleich machtvoll immer wieder her. (Hornscheidt 2012: 82)

Viele dieser Appellationen seien häufig sogar rechtlich verpflichtend. *Zweigenderung* wird staatlich legitimiert und als Bezugsrahmen für rechtliche Fragen festgelegt. Im Hochschulalltag drückt sich *Zweigenderung* bzw. *Zwangszweigendern* (oder auch *binary relation*, *binary opposition* nach Butler 2008 [1990]: 26; *Geschlechterbinarität* nach Engel 2002: 48ff.) aus, wenn bspw. Mitarbeitende unbedingt eine Eindeutigkeit von Geschlecht erreichen wollen, indem sie im E-Mail-Verkehr Personen googeln, deren Vornamen nicht auf Anhieb auf die Kategorien *männlich/Mann* oder *weiblich/Frau* hindeuten, und überzeugt sind, aufgrund des Erscheinungsbildes auf einem Foto auf das Geschlecht bzw. die Geschlechtsidentität schließen zu können. *Zweigenderung* zeigt sich auch, wenn Professor*innen sich weigern, ihren Sprachgebrauch so zu gestalten, dass sich auch non-binäre Menschen im Hörsaal angesprochen fühlen, Studierende die Pronomen non-binärer Kommiliton*innen nicht respektieren mit dem Argument, sich diese nicht merken zu können, oder weil sie überzeugt sind, vor sich ein eindeutiges Geschlecht, männlich oder weiblich, zu sehen. *Zweigenderung* manifestiert sich auch in den Fällen, in welchen Mitglieder der Universitätsgemeinschaft keine Möglichkeit haben, auf Formularen, in Datenbanken u.v.m. »divers« oder gar keinen Geschlechtseintrag anzugeben, Gleichstellungsbüros der Hochschulen lediglich »Mann« und »Frau« im Eigennamen tragen oder

keine All-Gender-WCs vorhanden sind, sondern nur *Männer-* und *Frauentoiletten*. *Zweigenderung* kann auf verschiedene Arten begründet werden: biologisch (z.B. über Gene, Hormone, äussere Geschlechtsmerkmale und weitere körperliche Zuschreibungen), sozial (über die Definition von klaren Geschlechterrollen oder -zuschreibungen) oder mit einer Mischung aus beidem. Auf alle Fälle erschwert sie die Möglichkeiten, Geschlecht ausserhalb dieser dichotomen Kategorisierungen zu denken (AK Feministische Sprachpraxis 2011: 21).

Ein weiteres Beispiel von *Zweigenderung* ist die aktuelle Politik in der Schweiz: In seiner Rücktrittserklärung vom 30. September 2022 behauptete Bundesrat Ueli Maurer, es sei ihm egal, ob sein'e Nachfolger'in eine Frau oder ein Mann sei, »solange es kein Es ist« (Der Bundesrat 2022: 00:22:27). Drei Monate später verabschiedete der Bundesrat am 21. Dezember 2022 einen Bericht zur »Einführung eines dritten Geschlechts oder Verzicht auf den Geschlechtseintrag im Personenstandsregister« (Der Bundesrat et al. 2022). Darin spricht er sich gegen die Einführung einer »dritten Option« oder einen generellen Verzicht auf den Geschlechtseintrag im Personenstandsregister aus. Das binäre Geschlechtermodell sei in der schweizerischen Gesellschaft nach wie vor stark verankert. Deshalb seien die nötigen gesellschaftlichen Voraussetzungen derzeit noch nicht gegeben. Eine Änderung würde zudem zahlreiche Anpassungen in der Verfassung und den Gesetzen von Bund und Kantonen erfordern (vgl. Der Bundesrat et al. 2022). Es handelt sich um einen Fall juristischer *Zweigenderung*, die »in der aufrechterhaltung und verstetigung von zwei gendern in jeglicher form von gesetzen und rechtssprechungen und der unmöglichkeit, über diese norm hinauszugehen bzw. einen ansatz zuzulassen, der über zwei gender hinausgehen würde« (Hornscheidt 2012: 79) besteht. Es ist anzunehmen, dass die Einführung einer »dritten Option« oder eine Weglassung des Geschlechtseintrags das Bewusstsein für Menschen mit einer nicht-binären Geschlechtsidentität erhöhen würde. Eine solche rechtliche Grundlage würde die Notwendigkeit inklusiver sprachlicher Formen aufzeigen. Es ist aufgrund der aktuellen Entwicklungen dennoch davon auszugehen, dass es nur eine Frage der Zeit ist, bis non-binäre Menschen ähnlich wie in Deutschland auch in der Schweiz rechtliche Anerkennung erhalten.⁷

Androgenderung

Androgenderung bedeutet:

[...] dass das »männliche« als das allgemein menschliche gesetzt wird. »männliche« erfahrungen und bedürfnisse werden über erfahrungen und bedürfnisse, die nicht als »männlich« gelabelt werden, priorisiert und sind ausgangspunkt von gesellschaftlichen strukturen. zugleich bilden diese erfahrungen und bedürfnisse die norm, nach denen gesellschaft handelt. gesetze, infrastruktur, sprache, diese liste kann unendlich fortgeführt werden. (Bretz/Lantzsch 2013: 15; vgl. auch Hornscheidt 2012: 84ff.)

7 Am 2. April 2023 demonstrierten in Bern 500 Menschen gegen die Ablehnung des dritten Geschlechtseintrags (vgl. Hostettler 2023).

Hornscheidt hebt zusätzlich hervor, dass es sich dabei um eine *weisse*, ableisierte Männlichkeit handle (vgl. Hornscheidt 2012: 86). Caroline Criado-Perez (2020) zeichnet in *Unsichtbare Frauen. Wie eine von Daten beherrschte Welt die Hälfte der Bevölkerung ignoriert* nach, wie die Prototypisierung von Männern dazu führt, dass Frauen systematisch in verschiedenen Lebensbereichen (z.B. Beruf, Medizin, Design) benachteiligt werden. Diewald und Steinhauer (2022) sprechen auch vom Male-as-Norm-Prinzip (MAN) (vgl. Diewald/Steinhauer 2022: 17f.). Als Lösung schlägt Criado-Perez (2020) vor, Frauen mehr zu involvieren – in Forschung, Entwicklung, Politik etc., denn wenn sie selbst mitgestalten dürfen, werden sie nicht vergessen. Dasselbe lässt sich für trans Menschen einfordern – insbesondere in der Wissenschaft: als Erforschte, aber auch als Forschende, denn – wie trans Mann Egon feststellt, geben

[...] »die Gelehrten« vor, ihren Ansatz geändert zu haben. Manchmal sind sie sogar ein bisschen unheimlich, weil man sieht, dass sie die Sprache der Aktivist*innen klauen und dann trotzdem weiter pathologisierende Wege gehen [...]. Das akademische Umfeld ist darauf ausgerichtet, eine akademische Karriere zu machen, Veröffentlichungen zu machen, Dinge zu tun, die bestimmte Referenzen mit einer enormen Machtdynamik verleihen, und was passiert, ist, dass die Arbeit der aktivistischen Forscher*innen letztendlich in die Karrieren derer integriert wird, die Karriere machen müssen. (Vivian 2022: 455ff.; eigene Übersetzung)

Hornscheidt nennt als Beispiel für Androgenderung auf sprachlicher Ebene das vermeintlich generische Maskulinum (*interdependent androgenderndes maskulinum* nach Hornscheidt 2012: 89ff.), Redewendungen (»Jeder ist seines Glückes Schmied«, vgl. Hornscheidt 2012: 91) und Komposita wie *Frauenfußball*, *Frauenförderung*, *Frauenliteratur* etc., für welche es kein männliches Pendant gibt (also z.B. *Männerfußball*, *Männerförderung*, *Männerliteratur*; vgl. Hornscheidt 2012: 92ff.). Welche Auswirkungen Androgenderung auf unseren Sprachgebrauch und die Aktivierung mentaler Konzepte hat, wird in Kapitel 11 näher erläutert.

Heteragenderung

Heteragenderung setzt *Zweigenderung* voraus und zeigt sich, »wenn davon ausgegangen wird, dass es nur zwei Geschlechter gibt, deren Begehren sich jeweils aufeinander bezieht – wenn also einfach angenommen wird, dass »alle« hetera sind und das in allen Bereichen des Alltags, in Werbung, Filmen oder Songtexten so vermittelt wird« (Bretz/Lantzsch 2013: 16; vgl. auch Hornscheidt 2012: 96ff.). Eine weitere Komponente von *Heteragenderung* ist die Paarnormativität, d.h. die Annahme, dass persönliche, intime Lebens- und Liebesbeziehungen immer als Paar organisiert sind, jeweils mit impliziten Vorstellungen von Liebe und Familie (vgl. Hornscheidt 2012: 98f.). Im Hochschulalltag kann sich *Heteragenderung* bspw. in der Wahl der Bilder für wissenschaftliche Artikel, Medienmitteilungen etc. äussern oder bei Aufrufen für die Teilnahme an Paarstudien, wo cis Frauen und cis Männer in heterosexuellen Beziehungen gemeint sind, ohne dass dies explizit benannt wird.

Bei den verschiedenen Formen von *Genderismus* zeigt sich in der Sprache eine Auf- und Entwertung der verschiedenen Lebensformen über Pejorative oder die Nichtbenennung der privilegierten Position: *Schwuchtel*, *Tucke*, *Tunte*, *Schwanzlutscher*, *Arschficker* etc. für homo Männer, *Mannweib*, *Kampfllesbe* oder *Fotzenleckerin* für homo Frauen. Hingegen gibt es ausser Hete kein einziges Pejorativum für hetero Menschen (vgl. Kotthoff/Nübling 2018: 171f.; Stefanowitsch 2018a: 40f.).

Reprogenderung

Reprogenderung bedeutet, »dass die soziale position frauisiert immer potentiell mit ›mutterschaft‹ assoziiert wird, familien als biologisch miteinander verbundene gemeinschaften verstanden werden und dies durch die gesetzgebung abgesichert wird. reprogenderung ist auch, wenn davon ausgegangen wird, dass ›alle‹ in einer familiarisierten hetera_zweier_paarbeziehung leben wollen« (Bretz/Lantzsch 2013: 17). *Reprogenderung* setzt also *Zweigenderung* voraus und impliziert auch »ableisierte Heteragenderung« (Hornscheidt 2012: 106). Sprachlich äussert sich *Reprogenderung* durch Ausdrücke und Konzepte wie »Mutterliebe«, »Rabenmutter«, »Mutterttag« oder »kinderlos« (vgl. Hornscheidt 2012: 112f.). *Reprogenderung* ist zudem an cis Frauen gekoppelt, was sich am Gatekeeping in Bezug auf Ausdrücke aus dem Bereich Reproduktion und Abtreibung feststellen lässt, z.B. die Ablehnung von Ausdrücken und Konzepten wie »schwangerer Mann« oder »menstruierende Menschen«.

Cisgenderung

Cisgenderung meint »die vorstellung, geschlecht sei (›biologisch‹) von geburt an festgelegt und nicht veränderbar. oder die subjektive wahrnehmung der fremd oder selbst vorgenommenen ›geschlechtlichen‹ zu_ordnung sei über einen bestimmten zeitraum gleich_unverändert« (Bretz/Lantzsch 2013: 16), sowohl in der Selbstwahrnehmung als auch in der Wahrnehmung der anderen (vgl. Hornscheidt 2012: 114). *Cisgenderung* äussert sich z.B. dadurch, dass *cis* häufig nicht vorangestellt wird, wenn von *cis* Männern und *cis* Frauen die Rede ist, während *trans* häufig markiert ist. Auch hier zeigt sich eine Aufwertung von *cis* und eine Abwertung von *trans*: Es gibt kein einziges Schimpfwort für *cis* Menschen, jedoch *Zwitter*, *Hermaphrodit*, *Transe*, *Es* etc. für *trans* Menschen.

Kategorialgenderung

Unter *Kategorialgenderung* wird verstanden, »wenn menschen nur dann als menschen gedacht werden können, wenn sie ein geschlecht haben bzw. geschlechtlich zugeordnet werden können. *Kategorialgenderung* bedeutet auch, dass geschlecht ein wesentlich konstituierendes merkmahl von gesellschaft ist« (Bretz/Lantzsch 2013: 19). Menschliche Existenzformen jenseits von Geschlecht gibt es nach dieser Grundannahme folglich nicht (vgl. Hornscheidt 2012: 132), was eine mögliche Erklärung wäre, warum (trans) non-binäre Menschen infrage gestellt werden, ihnen die Existenz abgesprochen wird und einige Gegner*innen keinen Bedarf an einer geschlechtsinklusive Sprache sehen (die non-binäre Menschen berücksichtigt). Sprachlich äussert sich *Kategorialgenderung* in der Un-

vorstellbarkeit und Verweigerung, auf Menschen nicht sprachlich in gegenderter Form Bezug zu nehmen, oder in der Aktivierung mentaler Konzepte von Männern, obwohl Formen vermeintlich neutral oder generisch sind (vgl. Kapitel 11.1). Ein Beispiel zur Illustrierung von *Kategorialgenderung* ist der Bericht von der 19-jährigen non-binären Person Majid:

Es ist mir passiert, dass, wenn ich unterwegs war, mir nachgerufen wurde: »Hey, bist du männlich oder weiblich?« Das finde ich sehr respektlos. Was kümmert es die Leute, was ich bin? Warum gibt es diese allgemeine Besessenheit, um jeden Preis wissen zu wollen, was wir in unserer Unterhose haben? Macht es einen Unterschied? Ist es eine Frage von Leben und Tod, es zu wissen? (Vivian 2022: 284; eigene Übersetzung)

Korrekterweise müssten Ausdrücke wie »Genderwahn« oder »Genderideologie« den Drang bezeichnen, die äusseren Geschlechtsmerkmale einer Person kennen zu wollen, oder allgemeiner ausgedrückt die Fixiertheit auf das Geschlecht, die von der Normgesellschaft ausgeht. Das lässt sich auch auf die Sprache übertragen:

Die deutsche Sprache ist eigentlich besessen von Geschlecht, indem alles immer in Geschlechter – und zwar in genau zwei Geschlechter – einsortiert werden muss. Und das sogenannte Gendern ist eigentlich ein Aufbrechen dieser Besessenheit. [...] Im Prinzip ist der traditionelle Sprachgebrauch viel merkwürdiger gegendert als das, was jetzt an neuen Formen entsteht. (Stefanowitsch 2022: 00:09:28-00:09:50)

